

VON ANNA STEINBAUER

Ein Filmhaus für München, das wäre es doch. Ein Ort, an dem die Filmkultur zelebriert wird, unterschiedliche Festivals stattfinden und verschiedenste gesellschaftliche Gruppen miteinander in Berührung kommen. Da sind sich die am vergangenen Samstag in der Luise versammelten Akteure der Münchner Film-Landschaft einig, die auf Initiative der Filmstadt München e. V. zu einem Symposium zusammengekommen sind, um sich über die Zukunft und Bedeutung von Film- und Kinokultur in der bayerischen Hauptstadt auszutauschen.

Es müsste ja nicht gleich ein Palast sein, wie Daniel Sponzel, der Leiter des Münchner Dokfests in seiner polemischen Keynote vorschlägt. Aber wenn es für den Bau des Humboldt Forums in Berlin über 600 Millionen Euro gibt, wieso nicht groß denken? Schließlich war Kino schon immer eine niederschwellige Kunstform, die unterschiedliche Gesellschaftsschichten zusammenbrachte. Das sollte einer immer diverser werdenden Stadt schon was wert sein, könnte man meinen. Immer wieder werden auf den einzelnen Panels des Symposiums die Bedeutung von Film als sozialer Klebstoff und seine Rolle für die Stadtgesellschaft hervorgehoben. Doch damit dieser seine zentrale Wirkung im Kino und auf Festivals entfalten kann braucht es den Ort – einen solchen in einer Stadt wie München zu finden und zu erhalten, in der jeder Raum sowieso heiß umkämpft und obendrein teuer ist, ist per se ein schwieriges Unterfangen.

Was auf der Leinwand gezeigt wird, müsse die Diversität und Vielfalt der Realität abbildet

Filmstadt München e. V. wurde 1984 gegründet, um die Filmkultur in ihrer Vielfalt zu repräsentieren, aktuell sind dort 17 Mitglieder vertreten, Vereinen und freie Gruppen, die ganzjährig insgesamt 19 Festivals und Filmreihen planen und veranstalten. Doch die Gesellschaft hat sich in den letzten Jahren durch Migrationsbewegungen und Krisen verändert, Streamingdienste und Pandemie haben andere Realitäten geschaffen. Zeit für einen Austausch also, befand die Filmstadt München und lud zum Gespräch. Sowohl Vertreter verschiedener großer und kleiner Festivals, unter anderem des Filmfest München, Underdog oder Kino Asyl, Kinobetreiber, Vertreter aus Stadtrat und Kulturreferat sowie aus Institutionen wie Filmmuseum, Eine Welt Haus und Bellevue die Monaco kamen in der Luise zusammen, um die drängenden Fragen zu diskutieren und sich zu vernetzen. Wie geht es den Kinos und Festivals dieser Stadt? Wer geht hin, welches Publikum wird erreicht, und wie sieht die Zukunft von Filmkultur aus?

Eine kurze Bestandsaufnahme zeigt: Es geht den Kinos nicht so schlecht wie man denken könnte. „Wir waren geschlossen und davon müssen wir uns erholen aber bis 2020 gab es einen stetigen Besucheranstieg“, sagt Christian Pfeil, der in München das Arena Kino, das Monopol und den Rio Filmplatz betreibt. Auch auf Festivalebene sei laut Untersuchungen von Filmfestivalforscherin Tanja C. Krainhöfer auf ver-

Kollektiv gucken

Hat das Kino in München eine Zukunft? Auf einem Symposium wird deutlich, wie wichtig die Kunstform für den sozialen Zusammenhalt ist und dass der Lockdown erstaunliche Impulse gab



Noch an den kommenden zwei Donnerstagen kann man im Jurten-Kino im Gans am Wasser Filme etwas anders erleben.

FOTO: BOJAN RITAN / FILMFEST MÜNCHEN

schiedenen Ebenen ein enormer Zuwachs zu verzeichnen, wie sie in einem Werkstattgespräch zu ihrem neuen Buch „Filmfestivals – Krisen, Chancen, Perspektiven“ erläutert. Bereits fünf Wochen nach dem ersten Corona-Lockdown 2020 seien die ersten Festivals online gegangen, es hätte eine regelrechte „Bewegung durch die Festival-Landschaft“ gegeben, die aus der Not neue Möglichkeiten geboren hätte, so Krainhöfer. Neben dem virtuellen Raum seien auch neue physische Orte im Stadtraum erkundet worden und eine größere Beschäftigung mit Diversitäts- und Nachhaltigkeitsfragen in Gang geraten.

Ein Thema, das sich durch alle Panels zog und die Kulturschaffenden gleichermaßen beschäftigt, ist die Frage, wie man neu-

es Publikum gewinnen könne. Die Kinolandschaft in München stehe da laut Pfeil vor einem großen „Nachwuchsdilemma“, weil die jüngeren Kinobetreiber fehlten, die als „Türöffner“ für junge Leute fungierten. Streamingdienste würden sich in diesem Zusammenhang als keine ernsthaften Konkurrenz erweisen. Man ist sich einig: Der Wert von Film und Kino liegt im sozialen Ereignis und der Kollektivverfärbung. Deshalb zurück in den öffentlichen Raum, den es hinsichtlich neuer Orte zu erkunden gilt! Eine zentrale Rolle spielt hierbei auch die Filmvermittlung, die bisher keinen großen Stellenwert im deutschen Schulsystem einnehme. In den Klassenzimmern fehle eine Erziehung zur Ästhetik, kritisiert Filmkritikerin und „Underdog“-Grün-

derin Dunja Bialas, die sich für ein „Kulturmainstreaming“ aussprach.

Ein weiterer großer Schwerpunkt des Symposiums lag auf dem Thema Teilhabe. Wenn Film und Kino als Diskursraum für die Zivilgesellschaft fungieren, dann müsse auch dafür gesorgt sein, dass das, was auf der Leinwand gezeigt wird, die Diversität und Vielfalt der Realität abbildet, so der Tenor. Und zwar sowohl vor als auch hinter der Kamera. Das Medium Film bietet die Chance, sich niederschwellig über das Gesehene auszutauschen. Noch immer sei die deutsche Film-Landschaft von einer eurozentristischen Sichtweise geprägt, so Modupe Laja vom Eine Welt Haus, die für Kino als Community-Raum plädiert, der intersektional gedacht wird.

Großes Fazit des Tages, an dem fruchtbar und lange diskutiert wird: Die Vernetzung der Akteure untereinander ist essenziell, Kooperationen sind die Zukunft. „Wir haben gelernt, uns zu öffnen“, sagt Christoph Gröner, künstlerischer Leiter des Filmfest München über die Herausforderungen des Festivalmachens in der Pandemie. Die Gründung der AG Filmfestival, in der sich alle Festivals deutschlandweit vernetzen, um Erfahrungen zu teilen ist ein Resultat davon. Aber auch die Erschließung anderer (Stadt-)Räume wie beispielsweise kürzlich ein Film Screening in der Oper oder das neue Jurten-Kino im Gans am Wasser im Westpark. Es gehe um ein Miteinander im sozialen Raum, so Gröner. „Genau dann passiert Magie.“

Rückkehr des Kampfkünstlers

Zu seinem 70. bringt sich der Jazz-Trompeter Johannes Faber wieder in Erinnerung

München – Es ist noch nicht so lange her, da gehörte Johannes Faber in München zur Prominenz, als Musiker wie als Veranstalter und Moderator. Bis er vor zehn Jahren nach Italien zog. Jetzt aber, zu seinem 70. Geburtstag, den er am 7. November begeht, bringt sich der Mann mit dem markanten Trompeten-Ton, der nicht minder markanten Stimme und dem noch markanteren, von keinerlei Haaren verdeckten Gesicht in seiner alten Heimat wieder in Erinnerung. Ein ambitioniertes Projekt hat er sich zum Geburtstag geschrieben und heuer in München aufgenommen: Das Album „Blue Micol“ mit 16 Titeln für ein Doppel-Quartett, die Hälfte in der klassischen Jazz-Besetzung, die andere mit Streichern. Dreimal wird er das im November auch live präsentieren.

Gleich mehrere Kreise schließen sich mit „Blue Micol“. Alte Jazz-Vorlieben verbinden sich mit italienischen und klassischen Einflüssen, „denn ich habe dort in den vergangenen Jahren vermehrt für klassische Klangkörper geschrieben“, berichtet Faber. Und es ist nicht nur eine Heimkehr nach München, sondern auch das Wiederaufleben seines Quartetts mit Jan Eschke am Klavier, Thomas Stabenow am Bass

Die Jahre mit der NDR Bigband waren seine Blütezeit als Musiker

und Matthias Gmelin am Schlagzeug. Faber ist ja gebürtiger Münchner, und hat hier früh zur Musik gefunden: „Mein Vater Joachim war Komponist, ich habe die Musik also quasi mit der Vatermilch eingetrüfelt bekommen.“ Er begann mit Blockflöte und Klavier – das er ebenfalls ausgezeichnet beherrscht, manchmal bei Auftritten spielt und an dem er auch komponiert –, entscheidend aber wurde seine Begeisterung für die Blaskapellen im Englischen Garten. Vor allem die Trompeten faszinierten ihn so, dass er sich die ersten Hörner mit Schläuchen, Trichtern und Mundstücken vom Flohmarkt selber baute. Folgerichtig nahm er am Münchner Richard-Strauss-Konservatorium ein klassisches Trompetenstudium auf. Um zum für ihn spannenderen Jazz wechseln zu können, ging er erst nach Graz, dann ans Berklee

College of Music in Boston. Zurückgekehrt spielte er bald mit den Größen der Szene von Mal Waldron bis Dusko Goykovich.

Eine enge Partnerschaft entwickelte sich mit Thomas Stabenow, auf dessen Label er mehrere Alben veröffentlichte. Aber auch für Konstantin Wecker spielte er später, vielseitig wie er ist. Und doch ging er seiner Heimatstadt schnell wieder verloren, schon 1980. Da zog er als Solist und Komponist in Erwin Lehn's Südfunk-Tanzorchester nach Stuttgart. Zehn Jahre blieb er, um sich danach für sechs Jahre der NDR Bigband anzuschließen, verbunden mit einer Professur an der Hamburger Hoch-

schule für Musik und Theater. Diese Bigband-Jahre waren seine Blütezeit als Musiker. Er spielte mit internationalen Stars wie Chaka Khan, Anthony Jackson oder Dado Moroni, in Wolfgang Dauners europäischer Supergruppe *United Jazz & Rock Ensemble* und bei Peter Herbolzheimer's *Rhythm Combination and Brass*. Auch mit einer eigenen Band war er erfolgreich, seinem *Consortium*, herausragend besetzt mit Billy Cobham, David King, Christof Lauer und Jörg Reiter.

Ein Schädelbruch bedeutete dann eine Zäsur. „Ich war zwei Jahre aus dem Verkehr, zog mich in eine Dachmansarde zu-

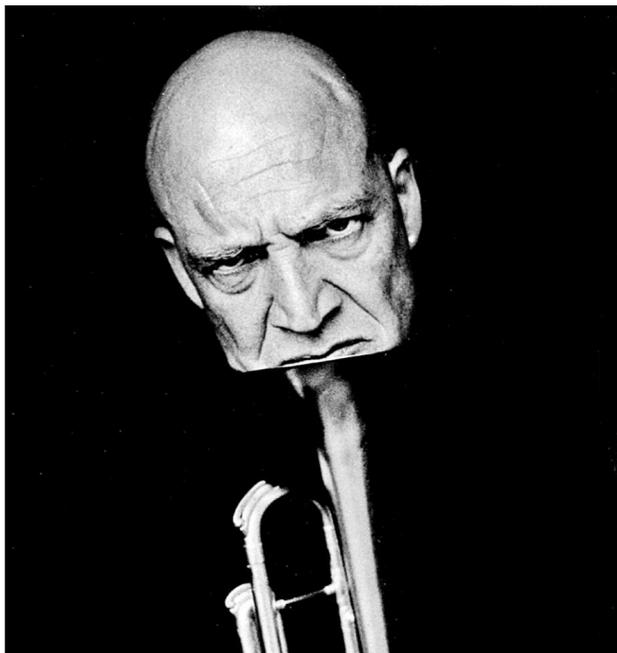
rück und spielte nur noch Klavier“, erzählt er. Für eine unerwartete, eine Münchner Wendung seiner Karriere sorgte dann im weitesten Sinn die Familie. Sein Schwager, der österreichische Schauspieler Klaus Weizierl, beschäftigte sich seit Jahren mit dem Wilderer-Stoff des bayerischen Hias und gewann Fabers Mutter – eine Schriftstellerin, die auch Kinderbücher verfasst hatte –, dafür, den Text für sein Stück zu schreiben. Und Faber selbst für die Musik. Mehr noch, am Ende ließ Weizierl nicht locker, bis er Faber überredet hatte, auch die Hauptrolle zu übernehmen. Also debütierte Faber 1998 als Schauspieler am Gärtnerplatztheater, gleich in der Haupt- und Titelrolle des „Hias“. In der Spielzeit darauf schloss sich die Rolle des Sarastro in Mozarts Zauberflöte an. „Ich habe diese Zeit auch genutzt, um sehr häufig ins benachbarte Voglers zu gehen, dort einzusteigen und wieder anzufangen, auf der Trompete zu leben.“

Der damalige Gärtnerplatz-Intendant Klaus Schulz fügte schließlich Fabers Talente zusammen und beauftragte ihn mit einer Konzert-Reihe „Jazz im Gärtnerplatz“. Faber eröffnete sie am 11. Januar 2000 mit seinem neu aufgelegten *Consortium*, 65 Abende mit Stars wie Toots Thielemans, Herbie Hancock, Regina Carter oder Lynne Arriale, aber auch mit vielen Nachwuchstalenten schlossen sich in den folgenden zwölf Jahren an. Stets führte Faber in die Konzerte ein, moderierte und spielte am Ende ein, zwei Nummern mit. In den ersten Jahren stets ausverkauft, entwickelte die Reihe Kultstatus, bis die Begeisterung – auch weil andere Klassiktempel nachzogen – nach und nach abebbte.

2012, kurz bevor das Haus ohnehin für Jahre wegen Renovierung geschlossen wurde, war Schluss. Wie gerufen kam da eine Professur am Conservatorio Nicolo Paganini in Genua, in Italien hat Faber zu mehr Müße gefunden. Doch jetzt zum 70. kommt der „alte Kampfkünstler“, wie er sich nennt, noch einmal zurück.

OLIVER HOCHKEPPEL

Johannes Faber & Mesconia Quartett, Di., 15. Nov., 20 Uhr, TamS, Haimhauserstr. 13a; Johannes Faber & Das Quartet, Do., 17. Nov., 20.30 Uhr, Birdland, Neuburg an der Donau; Fr., 18. Nov., 20 Uhr, Pelkenschlüssel, St.-Martins-Platz 2



Markant: Trompeter Johannes Faber hat lange ein typisches Jazzer-Leben mit starken Ausschlägen geführt.

FOTO: SSIRUS PAKZAD

Feinde fürs Leben

Das Kinderprojekt „Butterbrote Besseresser Oper“

München – Der Titel ist ein Zungenbrecher: „Butterbrote Besseresser Oper“. Doch so kompliziert der Name, so einfach, ja banal, ist der zugrundeliegende Konflikt: Wie isst man sein Butterbrot? Brot nach oben, sagen die Flauser. Butter nach oben, die Schnauser. Beide sind überzeugt: die eigene Art sei die „einzig richtige“. Nun könnte man sich fragen: Wen stört es, wie herum jemand sein Brot isst? Andererseits: Es stört ja auch nicht wenige, wen oder wie jemand anderes liebt. Wie jemand anderes sich selbst sieht. Woran einer glaubt oder auf welche Toilette eine geht.

Das Kinderoperprojekt, das am Volkstheater als Koproduktion mit dem Jewish Chamber Orchestra Munich Premiere hatte, beschäftigt sich mit Streit, Provokation und dem Krieg, der im schlimmsten Fall daraus resultiert. Die Komposition stammt von Gustavo Strauss, das Libretto von Nadia Budde, die Künstlerische Leitung hat Daniel Grossmann übernommen, die Regie Sapir Heller. Das partizipative Projekt richtete sich an sozial benachteiligte oder geflüchtete Kinder und Jugendliche. Zwischen sechs und 18 Jahre alt sind die fast 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Mehrere Monate haben sie geprobt, im Orchester, im Chor, auf der Bühne. Unterstützt werden sie von den Profis Nadja Kaiserseder (Mezzosopran) und Daniel Schmitt di Prinzio (Bariton).

Wo in Kinderopern große Märchenstoffe dominieren oder große Opern kleingeschrieben werden, wird hier eine originäre und aktuelle Geschichte inszeniert. Gustavo Strauss hat dazu eine große Orchestermusik komponiert, die mal die Sprechsätze mit Percussion vorantreibt, mal auf klassische Solo- und Orchesterpartien setzt. Die beiden Kindergruppen stehen sich auf der Bühne gegenüber, gekleidet wie die Brote, die sie essen: die einen braune Hosen zu gelben Shirts, die anderen gelbe Hosen zu braunen Shirts. In klaren Szenen wird deutlich, wie Gruppenzugehörigkeit erzeugt wird und mit ihr Feindbilder, wie Indoktrination funktioniert. „Nur bei uns macht man es richtig“, lernen die Kinder in der Schule. „Bei denen ist alles verkehrt.“ Aus Kisten bauen sie eine Mauer zwischen sich auf, steigern sich rein und gehen mit zweidimensionalen Kampfmasken aufeinander los. Dass der Vergleich zu den erwachsenen Konflikten und Kriegen klar auf der Hand liegt, ist bitter.

Es dauert, aber zumindest hier kommen nach und nach die richtigen Fragen und Zweifel auf: Ist unsere Art denn wirklich so viel besser? Am Ende dieser Aufführung bricht sie an, die „neue Zeit“, in der einfach jeder isst, was ihm schmeckt. Ohne eine Doktrin daraus zu machen. Oder gar einen Krieg. Aus der Butterbrot-Frage erwächst eine Utopie der Toleranz und des Miteinanders. Schade, dass dieses tolle Projekt zumindest vorerst nur viermal auf dem Spielplan steht.

ANNE FRITSCHE

Butterbrote Besseresser Oper, noch Di., 8. und Mi., 9. November, 17 Uhr, Volkstheater

Bilder und Begegnungen

Eine Ausstellung ukrainischer und deutscher Künstler

München – Die Aufmerksamkeit für den Ukraine-Krieg hat etwas nachgelassen. Auch wenn jedem klar ist, dass der Krieg jetzt, genau in diesem Moment, nicht weniger schrecklich ist als er es jeden Tag ist, seit dem 24. Februar. Ein Gefühl von Sprachlosigkeit begleitet das Leben seitdem, eine Sprachlosigkeit, die zumindest je länger dieser Konflikt dauert. Dem versuchen die Kuratorinnen Lena von Geysso und Bohdana-Yaryna Topilko etwas entgegenzusetzen. Sie machen aus der Rathausgalerie einen Ort der künstlerischen Intervention und präsentieren Arbeiten ukrainischer und deutscher Künstler.

Neben der Hauptausstellung war bis zum Wochenende eine kleine Sonderchau zu sehen. Die Idee dahinter: Sich auf hier, in München lebende – deutsche und ukrainische – Künstler zu konzentrieren. Und speziell auf die Frage, was Kunst eigentlich bewirken kann, momentan? Mitten im Ausnahmezustand. Mit einem eindrucksvollen Gemälde war der ukrainische Künstler Kyrylo Zhornovyi, der seit 2015 in München lebt, zu sehen. Mit dem Geschehen in der Ukraine setzt er sich seit Jahren auseinander. So war 2021 „The Escape“ entstanden: Mit seinen auf Hasenreitenden Figuren fängt er die Absurdität ein, die jedem Krieg am Ende anhaftet: Die rosa Riesenköpfe der Figuren erinnern einerseits an Babys, andererseits an Monster. Man weiß es nicht genau, grotesk sehen sie aber in jedem Fall aus.

Mykola Ridnyis Videoarbeit zeigt ein ruhiges Charkiw – auf den ersten Blick

Innerhalb des Gesamtprojekts sind neben Fotografien und Bildern auch Filme in zwei Videoboxen und auf einem Fernseher von insgesamt sieben Künstlern zu sehen. Der auch heute noch in der Ukraine lebende Mykola Ridnyi präsentiert in kurzen Sequenzen fünf öffentliche Orte in Charkiw, aufgenommen 2015, ein Jahr nach der Annexion der Krim durch Russland. Die Aufnahmen zeigen ruhige Orte, alles scheint seinen geregelten Gang zu gehen, der Krim-Konflikt beigelegt zu sein. Aber der Schein von Ruhe täuscht. Das machen die alles andere als ruhigen Audio-Aufnahmen klar,



Unter dem Titel „I Have No Words – There Is No Title“ vereinen sich ukrainische und deutsche Künstler. FOTO: ARIFF HAIDARY

mit denen Ridnyi die Videos unterlegt hat. Das Audio-Material scheint von den Auseinandersetzungen 2014 zu stammen. Oder zeigen sie das aktuelle Kriegsgeschehen? „Der Hurensohn hat uns unbewaffnet angegriffen. Abschaum. Und bittet danach noch um Gnade“, so und ähnlich wird herumschrien. Dann Pause. Anschließend zeigt Ridnyi Aufnahmen des zerbrochenen Charkiw aus diesem Jahr. Unterlegt nur noch mit dem leisen Piepton einer auslaufenden Kassette. Alles vorbei und gefahren. Die Katastrophe ist passiert. Ebenso leise ist Lada Nakonechnas „Studium des Menschen“. Körperteile aus weißem Pappmaché idealgeformt, wie die antiker Statuen. Nur dass der Körper hier grausam auseinandergerissen wurde, halbe Beine liegen achtlos im Raum verteilt herum. Ist es ein Schlachtfeld mit Leichenteilen? Wie schnell ein menschlicher Körper im Krieg zerstört ist, das drücken die fragilen Papierbeine eindrucksvoll aus.

MAGDALENA ZUMBUSCH

„I Have No Words – There Is No Title“, Rathausgalerie, Marienplatz 8, bis 20. November